

Wolfgang Klein und Ralf Schnell

Einleitung

Hat es je so etwas wie eine Einheit der Philologien gegeben? Wir wissen es nicht. Wissenschaften werden nicht am Reißbrett entworfen, sie entwickeln sich selten logisch und konsequent, sondern eher wie eine sehr alte Stadt, in der die unterschiedlichsten Gebäude nebeneinander stehen, manche durch Wege gut miteinander verbunden, andere isoliert, viele, vielleicht gar die meisten, unter dem Erdboden verschüttet und nur noch dem Spaten des Archäologen zugänglich. Dies gilt für die Naturwissenschaften ebenso wie für die Geisteswissenschaften, mit dem Unterschied vielleicht, dass erstere eher einer Megapolis denn einem traulichen alten Städtchen ähneln, und dem zweiten Unterschied, dass bei ihnen mehr abgerissen, mehr Schutt weggeräumt wird. Nun zählt es zum Wesen der Philologien, dass sie sich gern historisch verstehen und gern einen Teil ihrer Geschichte mitbetrachten. Vor hundertzwanzig Jahren schrieb Hermann Paul, nicht nur einer der größten deutschen Philologen überhaupt, sondern auch ein eminenter Theoretiker:

Es ist eingewendet, daß es noch eine andere wissenschaftliche Betrachtung der Sprache gäbe, als die geschichtliche. Ich muss das in Abrede stellen. Was man für eine nicht geschichtliche und doch wissenschaftliche Betrachtung der Sprache erklärt, ist im Grunde nichts als eine unvollkommen geschichtliche, unvollkommen teils durch Schuld des Betrachters, teils durch Schuld des Beobachtungsmaterials. Sobald man über das bloße Konstatieren von Einzelheiten hinausgeht, sobald man versucht, den Zusammenhang zu erfassen, die Erscheinungen zu begreifen, so betritt man auch den geschichtlichen Boden, wenn auch vielleicht ohne sich klar darüber zu sein.

Dies gilt vielleicht nicht nur für die Sprache. Es gilt auch für die Fächer, die sich mit der Sprache und ihren Hervorbringungen beschäftigen - es gilt für die Entwicklung der Philologien selbst. Hermann Paul hat sich über Gottfrieds Tristan habilitiert, er hat eine heute noch viel benutzte historische Grammatik des Deutschen geschrieben, er hat die Gedichte Walthers herausgegeben und ein exzellentes deutsches Wörterbuch verfasst. Er war Sprachwissenschaftler ebenso und Literaturwissenschaftler, er war Sprachgeschichtler und Literaturgeschichtler.

Diese Einheit ist verloren gegangen, in der Germanistik wie in den anderen Philologien - weithin verloren gegangen, denn die Entwicklung war und ist eine allmähliche. Sie war aber schon vor vierzig Jahren, als diese Zeitschrift gegründet wurde, mehr als deutlich. Es war (und ist) ein erklärtes Ziel der Herausgeber, diesem Auseinanderstreben entgegen zu wirken und eine gewisse Einheit all jener, die sich mit der Sprache und ihren Hervorbringungen befassen, zu wahren. Dies sollte nicht durch romantisierendes Zurück zum Althergebrachten gesche-

hen, sondern ganz im Gegenteil durch eine große Offenheit gegenüber neuen Denkweisen und Methoden, die vielleicht wiederum eine gewisse Konvergenz und vielleicht gar eine neue Einheit zeitigen. Im Vorwort zum ersten Heft hieß es:

Diese Zeitschrift dient keiner bestimmten Richtung; sie bejaht nicht einen maßstablosen Pluralismus der >Meinungen<, jedoch die Pluralität verschiedener Methoden und Ansätze, deren Darstellung, Diskussion und Vergleich sie ermöglicht. Sie eröffnet einen Spielraum für die Ausprägung des Methodenbewußtseins in der aktiven Forschung, auch für die Erprobung von Brücken zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik, zwischen diesen beiden und der Soziologie und der Psychologie, der Kulturtheorie und Ästhetik, mathematischen und technischen Disziplinen.

Zumindest in einem Punkt hat sich diese leise erhoffte Konvergenz nicht eingestellt - dem, der im Titel der Zeitschrift zum Ausdruck kommt. Zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik sind kaum neue Brücken gebaut, die bestehenden eher abgerissen worden. Das war für die Herausgeber Anlass, das 150. Heft eben diesem Thema zu widmen. Dabei war es selbstverständlich, auch jenen Bereich einzubeziehen, der, damals kaum absehbar, die größte inhaltliche Erweiterung im Gegenstandsbereich darstellt - die wissenschaftliche Beschäftigung mit unterschiedlichen Medien.

Die ersten beiden Beiträge stammen von Sprachwissenschaftlern, die sich bereits vor vierzig Jahren um eine Annäherung von struktureller Linguistik und Literaturwissenschaft bemüht haben. In dem Beitrag von Wolfgang Klein geht es um die Frage, was zu dem - manchmal von lebhafter Abneigung gekennzeichneten - Auseinanderdriften geführt hat, was beiden eigentlich gemeinsam sein sollte, und was man vielleicht tun könnte, um neue Brücken zu bauen. Manfred Bierwisch zeigt an einem sehr einfachen Beispiel, vier Zeilen des späten Hölderlin, wie linguistische Analysen uns eine gewisse Vorstellung von den Strukturen vermitteln, die ein Gedicht von einem anderen, banalen Text abheben; er verknüpft diese Analyse mit einigen generellen Überlegungen zu jenem Wissenssystem, das man in Analogie zur sprachlichen Kompetenz als »poetische Kompetenz« bezeichnen könnte.

Der darauf folgende Beitrag unternimmt den Versuch, empirische, der Linguistik nahe stehende Analysemethoden für die Literaturwissenschaft fruchtbar zu machen und auf diese Weise an produktive Synergien der Nachbardisziplinen in den 1960er und 1970er Jahren anzuknüpfen. Toni Bernhart prüft dabei die in der vergleichenden Sprachwissenschaft, in Ethnologie, Psychologie und Kognitionswissenschaften überaus einflussreiche, in der Literaturtheorie hingegen kaum zur Kenntnis genommene >Berlin und Kay<-Hypothese anhand der Verwendung der Farbtöne >Grau< und >Braun< in den Romanen Hans Henny Jahns auf ihre Tragfähigkeit für literaturwissenschaftliche Untersuchungen. Eine literaturtheoretische Erweiterung erfährt diese empirische Analyse in dem Beitrag von Susanne Hartwig. Sie begreift, ausgehend von einem konstruktivistischen Verständnis der Kultur, Literatur als den Versuch, die Spannung zwischen Wirk-

lichkeit und Möglichkeit zu beschreiben. Hieraus folgt, so die Autorin, für die Literaturwissenschaft die Aufgabe, die Spannung zwischen Literatur und Kultur zu analysieren, ein Anspruch, der literaturwissenschaftlichem Arbeiten den Rang von Grundlagenforschung zuschreibt.

Demgegenüber untersucht der Beitrag von Wolfgang Haubrichs das Verhältnis von Mediävistik und Sprachwissenschaft in historischer Perspektive. Er geht aus von dem Befund, dass die Anfänge der Philologie in Deutschland (Jacob Grimm, Benecke, Lachmann) noch durch die Überzeugung von der Einheit deutscher Sprache, Literatur und Kultur gekennzeichnet waren, wie sich anhand editionsphilologischer und vor allem lexikographischer Arbeiten des 19. Jahrhunderts (>Deutsches Wörterbuch<, >Mittelhochdeutsches Wörterbuch<) zeigen lässt. Während Sprachwissenschaft und Mediävistik diese Einheit wahrten, zeichnete sich bereits Ende des 19. Jahrhunderts die Abspaltung der Literaturwissenschaft unter dem Einfluss geistesgeschichtlicher Theoriebildungen ab. Seit Ende der 1970er Jahre aber, mit dem Aufkommen der Sozialgeschichte und der Kulturwissenschaften, begann zunehmend auch die produktive Verbindung von Sprachwissenschaft und Mediävistik zu zerfallen - ein Prozess der Desintegration mit problematischen Folgen für die Identität beider Bereiche.

Den Entwicklungsprozess, den die Literaturwissenschaft seit den 1970er Jahren in Richtung einer kulturwissenschaftlichen Medienforschung genommen hat, zeichnet der abschließende Beitrag von Ralf Schnell nach. Ausgehend von einem der Klassiker literaturwissenschaftlicher Philologie (Peter Szondi), wird der historische Beitrag der Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik und insbesondere ihres Mitbegründers Helmut Kreuzer an dieser Erweiterung und Neuausrichtung der Literaturwissenschaft herausgearbeitet. In Form einer Auseinandersetzung mit den jüngsten Empfehlungen des Wissenschaftsrates zur Medienwissenschaft mündet dieser Beitrag in ein entschiedenes Plädoyer für eine Konturierung der Medienwissenschaft als eigenständiger Disziplin.

Wenn man dem 150. Heft der Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik eine thematisch besondere Bedeutung zusprechen darf, so besteht diese in dem Versuch, nicht nur die eigene Geschichte ins Auge zu fassen, sondern auf die Philologie insgesamt, Literatur- und Sprachwissenschaft, zurückzublicken und zugleich Perspektiven der weiteren Entwicklung des Faches, Kultur- und Medienwissenschaft, zu erörtern und zu eröffnen. Wenn sich Wissenschaften offenbar nur selten logisch und konsequent entwickeln, so bedürfen sie umso mehr einer wissenschaftlich begründeten Reflexion, die zu ihrem produktiven Miteinander und zu ihrer Fortentwicklung beitragen kann. In diesem Sinne einer inter- und transdisziplinären Anregung und Entgrenzung von Literaturwissenschaft und Linguistik sieht sich die Zeitschrift LiLi ihren eigenen Anfängen weiterhin verpflichtet.